

Rudolf Schenda

Geschichten von Leserinnen und Lesern

Überlegungen zur Geschichte und zu den Schwierigkeiten des Lesens*

Lesen ist alt, aber es ist immer eine Kunst gewesen, ein Können, das sich jeder einzelne Kopf, zumeist mit der Hilfestellung von anderen Personen, mühsam hat erwerben müssen. Menschen, die sich mit dem Lesen beschäftigten, fielen einst den anderen so ins Auge, wie wir heute etwa einen Stelzenläufer betrachten, der quer durch die Stadt stakt und den Lauf der Dinge, sprich den fließenden Verkehr behindert. Ich möchte hier ein paar Geschichten von so ungewöhnlichen Menschen wie Leserinnen und Lesern erzählen, und diese Geschichten wiederum für die Geschichte des Lesens fruchtbar machen.

Lesen ist eine alte Muße-Kunst

Lassen Sie mich mit einem alten Abenteuer beginnen, das dem berühmten Löwenritter namens Yvain in dem «Château de la Pire Aventure», also etwa auf der «Burg der bösesten Begegnungen» widerfuhr. Ich zitiere aus dem altfranzösischen Epos des Chrétien de Troyes (12. Jh.): «Yvain gelangte in den großen Burgsaal. Er sah niemanden, den er hätte anreden können. [...] Aber was soll's. Die Pferde hatten Hafer und Heu und Streu bis zu den Bäumen. [...] Herr Yvain ging also in den Garten, gefolgt von seinem Löwen. Da bemerkte er einen reich gekleideten Mann, der ruhte auf einem seidenen Tuch und stützte sich auf seinen Ellenbogen. Vor ihm saß ein Mädchen und las aus einem Roman, ich weiß nicht wovon der handelte. Auch eine Dame war zu ihnen gestoßen, um sich den Roman anzuhören. Sie war die Mutter des Mädchens, und der Mann war sein Vater. Es machte ihnen eine große Freude, das Mädchen zu sehen und anzuhören; sie war ihre einzige Tochter, zählte noch keine sechzehn Jahre und war so schön und so vornehm, daß Gott Amor, hätte er sie bemerkt, sie ganz für sich in Anspruch genommen hätte.»

Chrétien braucht nun eine Weile, um die Schönheit dieser jungen Frau zu besingen, die dem Ritter nicht nur ein frisches Hemd und Hosen bringt, sondern ihm auch bald als Frau angeboten wird, vorausgesetzt, Yvain erledigt ein Paar von Riesen, die da in dieser Burg hausen. Yvain bewältigt diese schwierige Aufgabe nicht ohne die Unterstützung seines Löwen, doch am Ausgang des Kampfes weist er seinen Lohn, nämlich die schöne und kluge, ja sogar lesenkönnende Frau, zurück, und das nicht nur, weil noch eine andere Errettungsaufgabe seiner wartet. Yvain ist ein Mann der Tat, nicht der Muße; er macht sich seine Aventüren selbst, braucht sich nicht die anzuhören, von denen irgendwelche Romanzenschreiber irgendwas erzählen: «un romans, ne sai de cui», sagt Chrétien abschätzig - das taugt nicht für den männlichen Helden. Der Herr Ritter ist ein Analphabet, so wie Charlemagne, der Große Karl einer war, aber das ist doch kein Mangel, so lange er seine Heldenarbeit tut und die heidnischen Feinde dämpft und solange die Rösser ihren Hafer mahlen, wenn nur das Schwert scharf geschliffen ist und wenn nur der Löwe tapfer neben ihm einhertappt.

Lesen ist eine Mußekunst und folglich für den Tätigen eine müßige Beschäftigung; sie

führt im Alltag auf Abwege, bringt keinen Gewinn, weder auf der Wiese, die das Heu, noch auf dem Acker, der den Hafer liefert, aber noch weniger auf dem Feld der Ehre. Jeder dritte Mensch in Europa liest im Jahr auch nicht ein einziges Buch; wer will diesen dritten Menschen tadeln - er hat wahrscheinlich Wichtigeres zu tun. Nur müssen wir gleich hier die kritische Frage aufwerfen, ob denn dem Menschen als einem politischen Wesen das Wissen um die alltäglichen Verrichtungen und die hausökonomischen Problemlösungen genüge, oder ob er nicht doch, zumindest in einem republikanischen Gemeinwesen, auch Informationen brauche, die ihm die Möglichkeit geben, an größeren politischen Debatten teilzuhaben? Aber lassen Sie mich zunächst diese grundlegende Feststellung, daß das Lesen für weite Strecken unserer historischen Vergangenheit und für breite Bevölkerungskreise eine unbedeutende Beschäftigung sei, noch von einem anderen Gesichtswinkel her, nämlich dem der Alltagskommunikation, beleuchten.

Hören, Sehen, Miteinander-Umgehen

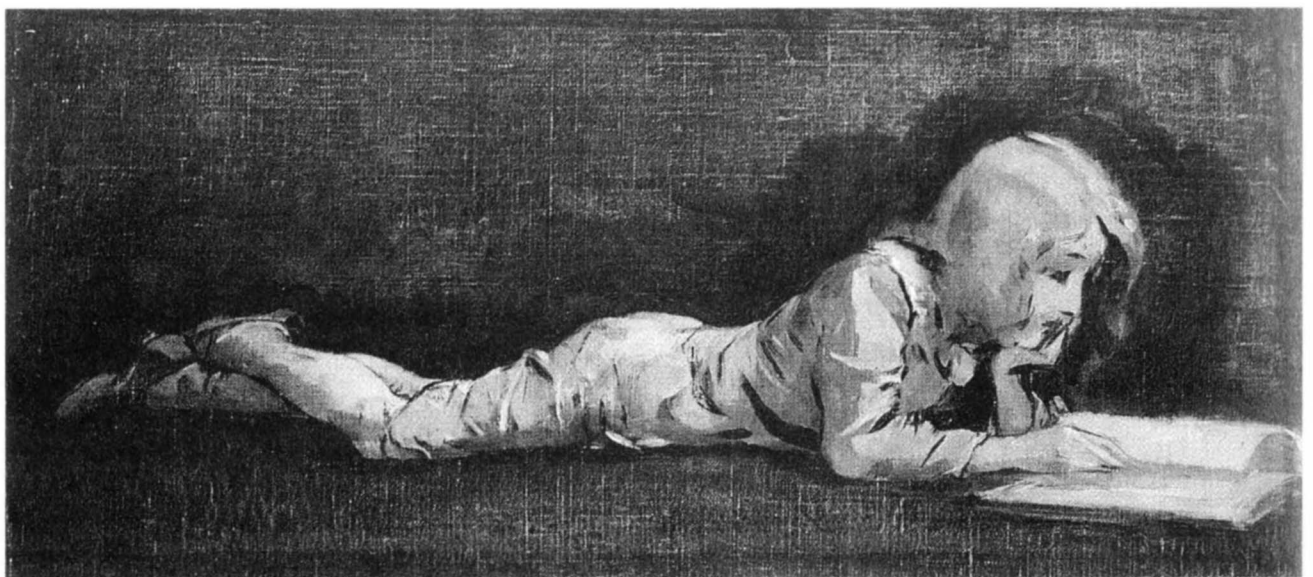
Bei dem burgundischen Beamten und Literaten Tabourot des Accords findet sich 1588 in seinen Bigarrures, das Wortspiel savoir - avoir - voir - oir [ouïr]; er nennt es einen «verset décroissant», ein abnehmendes Verslein, es sei bewundernswert, wenngleich vulgär¹, denn, so können wir sagen, es ergibt in all seiner Einfachheit einen gewissen kommunikationstheoretischen Sinn, vor allem, wenn wir es umgekehrt zu einem wachsenden Vers machen:

Ouïr, voir, avoir, savoir: Hören und Sehen verschafft uns Wissen. Angesprochen ist damit das natürliche Funktionieren der Sinnesorgane in Richtung auf einen kulturellen Prozeß menschlicher und gesellschaftlicher Intelligenz. Das Schreiben und das Lesen sind in diesem <vulgären> Wortspiel nicht vertreten, und sie müssen es zunächst einmal auch gar nicht sein: Lebenserfahrung resultiert im siebzehnten, ja noch im neunzehnten Jahrhundert für einen Großteil der Bevölkerung aus den unmittelbaren Wahrnehmungen der Sinne, vor allem des Gehörs und des Gesichts, dann aber auch des Gefühls, des Geruchs und des Geschmacks. Es handelt sich um Wahrnehmungen, deren Gewichtung und wechselseitige Beeinflussung jeweiligen kulturellen Veränderungen und Verschiebungen unterliegen; es geht um Lernprozesse, deren mit dem Alter wachsende Fülle zum Teil genügt, dem Einzelmenschen der frühen Neuzeit die Erfahrungen mitzugeben, die er zur Bewältigung der Probleme in seinem Lebensbereich braucht.

Ich möchte hier allerdings nicht allzuweit von meinem Lese-Thema abweichen, aber doch zum Ausdruck bringen, daß ich das Problem der historischen Entwicklung menschlicher Kommunikationsformen als eine Hauptstrecke der Kulturentwicklung betrachte, von welchem die Geschichte des Lesens ähnlich wie die Geschichte des Erzählens² als eine Nebenstrecke unter manchen anderen bis hin zum Gebrauch des Internet abzweigt. Damit behaupte ich, daß das Lesen, sowohl historisch betrachtet wie auf die Gegenwart bezogen, nicht den hohen Rang einnehmen kann, den ihm manche gutmeinende Pädagogen und manche gewinnorientierte Institutionen der Lesestoffproduktion und der Lesestoffdiffusion einräumen möchten.

Die Geschichte des Lesens - ein Prozeß von langer Dauer

Das Lesenkönnen und das Schreibenkönnen ist jahrhundertlang keine Alltagsbeschäftigung, sondern das Privileg führender und mächtiger Schichten einer jeweiligen Bevölkerung gewesen. Das Gedruckte war für die Unterschichten ein <Buch mit sieben Siegeln>, ein Instrument miraculöser oder magischer Künste, das Attribut von Heiligen und das Gewürz aller Hexensuppen. In der mündlichen Überlieferung, die oft mehr vom Alltag berichtet als die offizielle Geschichtsschreibung, dient das Buch immer wieder zu zauberischen Zwecken. Nicht so für die wahren Kenner der Schrift: Sie tauschen Gedanken aus und handeln danach, sie vermitteln Wissen und damit Macht, und diese Macht behalten sie für sich. Druckwerke waren also Machtmittel für eine Elite der Lesenkönnenden. Das Machtgefälle zwischen den Lesefähigen und den Analphabeten wird zunächst im Zeitalter der Französischen Revolution und dann aufs Neue im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgebrochen, und dieser aufgeklärte und revolutionäre Wandel steht unter dem Zeichen eines neuen Bewußtseins der Unterschichten, nämlich der Erkenntnis, daß Wissen -und insbesondere das durch Lesen erworbene Wissen - Macht bedeute, und daß es in der Verantwortung zum Beispiel der Arbeiterklasse selbst liege, sich diese Macht zu erwerben. Die Alphabetisierung einer ganzen Nation ist in der Tat ein Prozeß von langer Dauer gewesen.



Auguste Baud-Bovy: *Le petit liseur*, 1885 (Collection particulière)

Lesen ist wie das Leben - schwierig

Die Diffusion der Kulturtechnik <Lesen> ist allenthalben mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen; denken Sie nur an scheinbar nebensächliche Randbedingungen, ohne die ein häufig geübtes Lesen nicht möglich ist: Lesestoff-Beschaffung, Freistellung von der Arbeit und nicht zuletzt: Lichtquellen, damit man das Gedruckte überhaupt erkennen kann. Irrig wäre es auch zu glauben, den Prinzessinnen und Prinzen an den herrschenden Höfen sei das Lesenlernen leichter gefallen als den

Bürgerkindern, und das, obwohl doch die jeweiligen Herrscher diesen jungen Adligen jeweils die besten Präzeptoren zur Verfügung gestellt hatten.

Nehmen wir eine Passage aus der *Das Pentamerone* genannten Novellensammlung des Neapolitaners Giambattista Basile aus der Zeit unseres Dreißigjährigen Krieges. Dort heißt es über die Leseerziehung eines jungen Hofmannes: «Als nun der Prinz ins Haus der Baronin gekommen war, begann Sapia, ihm das *Santa Croce*³ beizubringen; als sie aber sah, daß alle schönen Worte in den Wind gesprochen waren und alle guten Gedanken dem Prinzen zum einen Ohr hinein - und zum anderen wieder hinausgingen, rutschte ihr die Hand aus und sie gab dem Prinzen eine gewaltige Ohrfeige. Carluccio, denn so hieß der Prinz, schämte sich darüber so sehr, daß er das, was er für Schmeichelei und gutes Zureden nicht hatte tun wollen, nun aus Scham und Demütigung tat, so daß er in wenigen Monaten nicht nur Lesen lernte, sondern darüber hinaus sogar im Studium der Grammatik vordrang und sich alle ihre Regeln aneignete. Der Vater freute sich darüber so sehr, daß er keinen Fuß mehr auf die Erde brachte; er nahm Carluccio aus jenem Haus und ließ ihn andere, schwierigere Sachen studieren, dergestalt daß der Prinz bald der klügste Mensch im ganzen Königreich wurde. Aber die Erinnerung an den Schlag, den ihm Sapia versetzt hatte, war so stark, daß er ihn wachend stets vor Augen hatte und im Schlaf von nichts anderem träumte, so daß er den Entschluß faßte, entweder zu sterben oder sich zu rächen.»⁴

Unser Prinz kann sich nicht auf eine so neue Geistesbeschäftigung, wie sie das Lesen darstellt, konzentrieren; es gelingt ihm nicht, die von der Autoritätsperson Lehrerin gesprochenen Worte im Kopfe zu behalten, und wahrscheinlich kann er auch, wie die meisten gesunden Erst- oder Zweitkläßler, nicht sich so ruhig verhalten, wie es die Musterknaben in der Disziplinierungsanstalt eines Dr. Schreber im 19. Jahrhundert tun. «Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinsehen und stillesitzen», schreibt Jeremias Gottheit in seinem autobiographischen *Bauernspiegel*, «und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Lustigeres sieht und nichts, das er versteht, nur dumme Buchstaben und Worte, die für ihn keinen Sinn haben? Mir taten die Augen weh, es krabbelte mich in Händen und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beständig zu kratzen, konnte gar nicht stillesitzen aus der fürchterlichsten Langeweile, und hätte es den Kopf gekostet, ich mußte zuweilen aufsehen, dem Nachbar etwas sagen oder jemand beim Haar nehmen oder am Kleid zupfen. [...] Es flimmerte mir bald vor den Augen, ich sah weder Buchstaben noch Worte mehr, guckte verstohlen herum und seufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufsagen [des Auswendiggelernten]; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, so war es doch kurzweiliger.»⁵

Ohne Prügel ist es beim Lesenlernen der Kinder selten abgegangen. Theodor Fontane schreibt über seine Mutter, welcher der Junge aus dem Brandenburgischen Kinderfreund vorlesen mußte: «Bei dem kleinsten Fehler zeigte sie die <rasche Hand>, über die sie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, sie verfuhr vielmehr lediglich nach dem Prinzip <nur nicht weichlich>.»⁶ Die Praktiken einer <Schwarzen Pädagogik> waren bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts - dafür bin nicht nur ich selbst Zeuge - gang und gäbe. Wir müssen auch bedenken, daß sich ein

geregelter Schulbetrieb mit Lehrern, die eine berufsspezifische Ausbildung an einem Seminar genossen hatten, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchsetzen konnte. Wir dürfen uns vorstellen, daß das Lesenlernen durch die Kulturtechnik des Imitierens im ganzen neunzehnten Jahrhundert eine stark verbreitete gewesen ist. Die optimistische Neugierde der Analphabeten auf dieses zauberhafte Können des Lesens wurde nicht zuletzt durch eine Kommunikationsart geweckt und gefördert, die ich für eine der wesentlichen Kulturtechniken im Rahmen der Mitteilungsarten halte, nämlich durch Akte des Vor-Lesens. Lassen Sie mich davon ein wenig vorlesen.

Am Anfang war das Vorlesen

Öffentliche und private Vorleseakte sind für die mündliche Diffusion des Gedruckten von erstrangiger Bedeutung. Von dieser Sorte semiliterarischer Kommunikation zeugen eine ganze Reihe von Reiseberichten und nicht wenige Autobiographien. Aus dem Bereich des städtischen Bürgertums fließen die Belege für das Vorlesen von Kindern besonders reich und vielfältig.⁷

Bemerkenswert ist bei diesem Phänomen das Wissensgefälle zwischen den Generationen: Es sind seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vor allem die Kinder, welche die neue Kulturtechnik des Lesens beherrschen und welche nun zu Lehrerinnen und Lehrern der Erwachsenen werden. Und es muß dabei auffallen, daß die Älteren diesen Autoritätsverlust offenbar hinnehmen, daß sie dieses Besserwissen der Kinder akzeptieren, ja fördern und bewundern. Wiederum drängt sich ein Vergleich mit der heutigen Situation auf dem Sektor der Computerkenntnisse auf. Zudem kam es in den damaligen Vorleser-Runden weniger auf die Wahl des Lesestoffes an: Hauptsache war, daß das neue Kommunikationssystem funktionierte und eine beidseitige Befriedigung mit sich brachte. Karl Friedrich von Klöden (1786-1856) las gerne seiner Mutter, der Frau eines preußischen Unteroffiziers, vor, «freilich ohne Wahl, wie die Bücher gerade zu haben waren.»⁸ Der Vorleser ist stolz auf seine Belesenheit; die Mutter ist offenbar glücklich, daß sich ihr durch das lehrende Kind neue Welten erschließen.

Auf dem Lande, wo ja der größte Teil der damaligen Bevölkerungen lebte, war es immer wieder wichtig, daß Lesestoffe überhaupt vorhanden waren, und an brauchbaren Büchlein und Heftchen, die gewöhnlich ein Kolporteur zur Winterszeit in das jeweilige Dorf brachte, fehlte es immer wieder.

Lesen im Versteck

Die Geschichten von Leserinnen und Lesern zeigen uns, und das nicht selten, daß Kinder und Erwachsene getadelt, ja gestraft wurden, wenn sie von elterlichen oder schulischen Autoritätspersonen beim Lesen angetroffen wurden, so als hätte man sie beim Praktizieren eines sogenannt geheimen Lasters angetroffen.⁹ Die negative Sanktionierung des Lesens insbesondere von fiktiven Geschichten hat eine alte Tradition in der Pädagogik des 15. und 16. Jahrhunderts; insbesondere standen die verderblichen Romane im Mittelpunkt dieser Leserkritik, die dann Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Popanz aufgeblasen wurde, der unter dem Schlagwort

<Lesesucht> bekannt ist und bis heute nicht zum Platzen gebracht wurde, beziehungsweise unter anderen Namen wie etwa <Videospielsucht> in der Medienselbstbezeichnung weiterlebt. Hören wir einen Betroffenen aus dem 18. Jahrhundert: «Sein Vater», so schreibt dieser Zeitzeuge, «war ein abgesagter Feind von allen Romanen und drohete, ein solches Buch sogleich mit Feuer zu verbrennen, wenn er es in seinem Hause fände. Demohngeachtet bekam Anton durch seine Base die <Schöne Banise> [von Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen], die <Tausendundeine Nacht> und die <Insel Felsenburg> [von Johann Gottfried Schnabel] in die Hände, die er nun heimlich und verstohlen, obgleich mit Bewußtsein seiner Mutter, in der Kammer las und gleichsam mit unersättlicher Begierde verschlang. Dies waren einige der süßesten Stunden in seinem Leben. Sooft seine Mutter hereintrat, drohete sie ihm bloß mit der Ankunft seines Vaters, ohne ihm selber das Lesen in diesen Büchern zu verbieten, worin sie ehemals ein ebenso entzückendes Vergnügen gefunden hatte.»¹⁰

«Süße Stunden», schreibt Karl Philipp Moritz, dieser Psychoanalytiker seiner selbst und seiner bürgerlich-pietistischen Gesellschaft, und gleichzeitig läßt er uns wissen, daß diese seine Lust mit der schaurigen Angst vor der Strenge seines Vaters und mit der zärtlichen Neigung zu seiner Mutter verbunden war.



Frontispiz von Daniel Chodowiecki zu: *Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte*. Berlin und Leipzig: Decker 1779



Das leselustige Kindsmädchen. Karikatur aus der Zeitschrift Postheiri vom 2.5.1863.

«Heimlich und verstoßen» - das stempelt ihn, den jugendlichen Leser, zu einem moralischen Kriminellen, der immer wieder seinen «Begierden» frönt, und das macht uns, die Leserinnen und Leser des Anton Reiser, zu seinen Mitwissern, zu Sympathisanten seines Verhaltens. Es scheint indes, daß dieses Wechselbad der Lesergefühle, diese ängstliche Lust, als ein Teil der literarischen Sozialisation nützlich und notwendig ist.

Frauen

Zeugnisse von lesenden Frauen - und das sind dann meist fromme und andächtige Damen - sind für die frühe Neuzeit rar und höchstens aus den Oberschichten belegt. Frauen waren vom Leseverbot in besonderem Maße betroffen. Insbesondere die Mädchen, dem Hang zur Saumseligkeit verdächtig, durften die Hände nicht ruhen lassen. Freizeit wurde ihnen weniger gewährt als den Männern; Fleiß war für sie das höchste Tugendgebot. Karl Friedrich von Klöden erzählt von seiner um 1750 geborenen Mutter Christiane Dorothea Willmanns, deren Großmutter habe ihr noch geraten, lieber ein Loch in die Schürze zu schneiden, um es wieder zuzuflicken, als die Hände im Schöße ruhen zu lassen. «Der Schulunterricht, den sie empfangen hatte, war kurz und dürftig gewesen, hatte aber doch ihre ganz vorzüglichen Anlagen geweckt und teilweise entwickelt. Lektüre beim Stricken und der Umgang mit ihren Brüdern, deren Lektionen sie in der Wiederholung mit ihnen gleichfalls lernte, halfen

weiter. Lesen durfte sie nur beim Stricken, und selbst da oft nur verhohlen.»¹¹ Nein, die Volksaufklärer waren nicht der Meinung, daß das Lesen den Frauen und insbesondere denen, die auf dem Lande lebten, irgendeinen Nutzen bringe. So trägt zum Beispiel Johann Heinrich Pestalozzi 1781 in seinem *Lienhard und Gertrud* das abschreckende Beispiel von der alten und kranken Kienastin vor: «Sie ist mit dem besten Herzen», heißt es da, «das elendeste Mensch worden, weil sie sich ob dem größten Weltgift unserer Zeit, [nämlich] ob armen Büchersachen verirret.»¹² Nur nichts erklären wollen, nur nicht den Kopf über die Bibel und über die Dorfzäune hinausstrecken – das lehrten zahlreiche Geistliche insbesondere seit dem Beginn der Französischen Revolution und insbesondere in Richtung auf die Frauen, deren Lesefähigkeit in der Tat auf lange Zeit hinaus hinter der der Männer zurückblieb. Gerne wechsle ich noch einmal zu unseren französischen Nachbarinnen hinüber. Auch in der *Grande Nation* gibt es zahlreiche Zeugnisse von Lesefeindlichkeit, und auch dort waren die Frauen lange Zeit Opfer einer restriktiven Lesepolitik. Eine der Hauptzeuginnen für dieses Phänomen ist die ehemalige Lehrerin Emilie Carles, die in ihrer höchst fesselnden feministisch und pazifistisch ausgerichteten Autobiographie *Eine Wildkräutersuppe* aus ihrer Kindheit zu Beginn unseres Jahrhunderts erzählt: «Man muß sagen, daß in einem Dorf wie dem unseren [im Briançonnais] die Auswahl an Büchern begrenzt war, aber ich hatte doch immer ein Buch in Händen. Ich las, wo immer ich mich aufhielt, wenn ich aufstand, in der Küche und in den Schulpausen. Da hatte ich einen Lehrer, der wurde ganz krank, wenn er mich so lesen sah, während die anderen Kinder spielten, das machte ihn ganz kribbelig. Er kam von hinten auf mich zu, entriß mir das Buch und sagte: <Los, geh mit den anderen spielen, zum Lesen hast du später noch Zeit.> Aber ich heulte dann, stampfte mit den Füßen auf den Boden, verlangte mein Buch zurück, bis seine Frau dazukam, die hatte ein bißchen mehr Verständnis und sagte zu ihm: <Aber gib ihr doch das Buch zurück, sie tut ja niemand etwas Böses>, und ich sagte zu ihm: <Sie wissen genau, daß ich zu Hause nicht zum Lesen komme, da gibt es zu viel zu tun; ich habe höchstens hier meine Ruhe.> Schließlich gab er mir das Buch zurück, und ich vertiefte mich wieder in meine Lektüre. [...] Es gab noch einen anderen Ort, wo ich lesen konnte, das war der Stall. Ich leistete meiner Schwester Catherine Gesellschaft, während sie mit den Kühen beschäftigt war, und ich las ihr vor [je lui faisais la lecture]. Wenn sie nachts wach blieb und darauf wartete, daß die Kuh ihr Kalb warf, blieb ich bei ihr. Während sie auf dem Schemel saß und strickte, las ich ihr ganze Kapitel vor, Geschichten oder Märchen. Sie liebte das, und ich war im siebten Himmel.»¹³ Vater und Lehrer, die autoritären Sozialisationsinstanzen sehen nicht ein, warum das Bauernmädchen zur Leseratte werden sollte; es sind die weiblichen Bezugspersonen ihrer Umgebung, bei denen sie Verständnis für ihren Lesehunger findet. Schließlich arbeitet sie sich mit ihrem widerständigen Bildungsdrang bis zur Dorfschullehrerin empor. Auch ihre Lesekarriere ist wie die vieler kleiner Leseratten von Opposition und Rückzug gekennzeichnet. Fragen Sie mich nicht, wie oft sich heute ein ähnlicher Bildungsprozeß am Computerbildschirm gegen autoritäre Widerstände im Eltern- und Schulhause vollzieht. Lesen erfordert jedenfalls oftmals die Qualität der Eigenwilligkeit und der Hartnäckigkeit.

Lebenswirklichkeit und Buchfiktion

Wir dürfen ruhig annehmen, daß noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in breiten Strecken Europas die öffentlichen Leser und Schreiber, welche die Aufgabe hatten, einer großen Zahl von Mitbürgern die Korrespondenz mit entfernt lebenden, oftmals emigrierten Verwandten zu erleichtern, bedeutende kommunikative Rollen spielten. Lassen Sie mich das mit Hilfe einer autobiographischen Episode des spanischen Cineasten Pedro Almodovar Caballero illustrieren. Nach dem Tode seiner Mutter, der er bekanntlich seinen Film *Das Leben meiner Mutter* gewidmet hatte, schrieb er im September dieses Jahres in der Zeitung El Pafs einen Nachruf mit dem Titel: *Der letzte Traum meiner Mutter*. Darin heißt es:

«Um das Einkommen meines Vaters aufzurunden, betrieb meine Mutter ein Geschäft mit dem Vorlesen und Schreiben von Briefen. Ich war damals acht Jahre alt; gewöhnlich war ich derjenige, der die Briefe schrieb, und sie las die Briefe, welche unsere Nachbarn erhielten, laut vor. Wenn ich die Texte hörte, die meine Mutter las, dann bemerkte ich oft mit Verwunderung, daß sie nicht so ganz mit dem übereinstimmten, was auf dem Papier stand; meine Mutter erfand einen Teil davon. Die Nachbarn wußten das nicht, denn was sie dazuerfand kam ihnen durchaus gelegen, und wenn sie fortgingen, waren sie über das Gehörte ganz glücklich. Nachdem ich oft genug beobachtet hatte, daß meine Mutter sich nicht an den Originaltext hielt, stellte ich sie eines Tages zur Rede, machte ihr Vorwürfe und sagte: <Warum hast du ihnen vorgelesen, daß er sich immer an seine Großmutter erinnert und daß er mit Heimweh an die Zeiten denkt, wo sie ihm auf der Türschwelle die Haare geschnitten hat und daß da immer eine Schüssel voll mit Wasser stand? In dem Brief ist doch noch nicht einmal von der Großmutter die Rede!> Da gab sie mir zur Antwort: (Aber hast du bemerkt, wie glücklich sie war?)> Sie hatte recht. Meine Mutter füllte die Lücken in den Briefen aus, sie las den Nachbarinnen das vor, was sie gerne hörten, und das waren manchmal Dinge, die der Autor einfach vergessen hatte und die er sicher gerne unterschrieben hätte.»¹⁴

Almodovar schließt an diese Erinnerung eine Reflexion über das Verhältnis von Realität und Fiktion. Die Wirklichkeit, schreibt er, bedarf der Phantasie nicht nur, damit unsere Realität abgerundeter und vollkommener wird, wir brauchen diese fiktionalen Ergänzungen auch, um unsere Lebenswirklichkeit erträglicher zu machen. Und mit dieser Beobachtung kommen wir zu einer wichtigen weiteren positiven Funktion des Lesenkönnens und der ausgedehnten Lektüren: Sie bieten uns, neben mancherlei Irrungen und Wirrungen des Herzens - von den Emotionen beim Lesen und Vorlesen haben wir ja schon gehört - und neben vielerlei Aufregungen des Geistes Hilfen für die Bewältigung unserer schwierigen Lebensreise.

Schlußbemerkungen

Lesen, hat Roland Barthes einmal in einem Essay über das «Schreiben des Lesens» geschrieben, sei nicht «distraction», also Ablenkung und Unterhaltung, sondern körperliche und geistige Arbeit, und dem jeweils vorliegenden Text würden wir eine

gewisse «posture», also eine Körperhaltung, aber damit auch unsere eigenen Ausdrucksweisen und Einstellungen aufdrängen.¹⁵ Von Körperstellungen beim Lesen war hier mehrfach die Rede; die Anstrengungen der Augen, insbesondere beim Fehlen von Licht oder einer geeigneten Brille können wir uns gewißlich vorstellen. Unterstreichen möchte ich noch einmal die zum Teil mühevollen Körperbewegungen, die zur Erreichung eines glücklichen Lese-Zieles vonnöten gewesen sind. Lesestoffe galten oftmals und an vielen Orten als Mangelware; sie zu erreichen erforderte nicht nur stundenlange Fußmärsche, sondern auch die Anwendung von List oder Verstellung, von Mut oder von Geduld. Und beim Thema Körpertätigkeiten sollten wir bedenken, wie oft das Lesen oder Vorlesen, insbesondere auf Seiten der Frauen, mit gleichzeitiger Handarbeit verbunden war. Lesergeschichte ist also allemal nicht nur Geistesgeschichte, sondern auch Körpergeschichte; Lesen sollte weniger als Freizeitbeschäftigung denn als Arbeitsverrichtung sowohl im körperlichen wie im geistigen Sinne betrachtet werden.

Das Wirken der Sinne habe ich genannt und das Hin- und Her der Hände und Füße; zu erwähnen bleiben schließlich die psychischen Aufregungen, die Wallungen der Phantasie, verbunden mit einem schnelleren Pulsgang. Beim Lesen von Lesergeschichten glauben wir oft noch die zitternden Gemütsbewegungen der Erzählerinnen und Erzähler zu spüren. Lesegeschichten zeugen von freudiger Erwartung und glücklicher Erfüllung solcher Aspirationen, und es ist recht erstaunlich, daß die erinnerten Lesestoffe fast ausschließlich positiv bewertet werden. Lesen bietet, das ließ sich zeigen, mancherlei Lebenshilfe, insbesondere Entlastung eigener leidvoller Erfahrungen - zum Beispiel durch Weinen - und oftmals frommen Trost oder andächtige Erhebung jeweils der bitteren Welterfahrungen. Lesen läßt sich in diesem Sinne dem Anhören von Musik vergleichen, es weckt aber auch noch andere Empfindungen, die der Empörung zum Beispiel, des Sich-Ärgerns über die Bosheit der anderen, des schaurigen Erstarrens. Phantasie-Fluchten, nicht zuletzt die erotischen, und vikarische ((vicarious)), sprich stellvertretende Entrüstung und Aufrüstung sind das Korrektiv zu den Gefängnissen der Alltagspflichten. Glücksträume sind die Gegengewichte zu den Zwängen des Wachseins. Populäres Lesen bedeutet Reisen zu den Anderswelten; sie kosten ein paar wenige kommunikative, körperliche und seelische Anstrengungen, befriedigen aber mehr als jeder touristische Ausflug nach Mallorca.

Doch möchte ich noch einmal betonen, daß ich insbesondere das Lesen von Informationsmitteln aller Art insbesondere zum Zwecke der geistigen Förderung und der politischen Emanzipation in Richtung auf eine vielseitige Mündigkeit für unabdingbar und ungemein nützlich erachte. Dieser aufklärerische Stellenwert bleibt dem Lesen auch im Wechselspiel mit den anderen Medien erhalten. Lesen wird nicht sterben.

* Auszüge aus einem Vortrag vom 3. November 1999. Der vollständige Text ist abgedruckt in: Zeitschrift für Volkskunde, 96 (2000), H. 1, S. 1-28.

1 Tabouret, Estienne: Les Bigarrures du Seigneur des Accords. (Premier livre). Fac-similé de l'édition de 1588. Notes et variantes par Francis Goyet. 1-2. Genève: Droz 1986, tome 1, fol. 196 v°: «ce

suyvant verset Decroissant est admirable, combien qu'il soit vulgaire».

2 Schenda, R.: Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa. Göttingen 1993. (Sammlung Vandenhoeck).

3 Gemeint ist zunächst die Bekreuzigungsformel <Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen>. Santacroce heißen dann auch frühe ABC-Blätter und -Büchlein, die mit dieser Formel beginnen.

4 Basile Giambattista: Das Märchen von den Märchen (Il Pentamerone, 1634/36). Herausgegeben von R. Schenda. München: C. H. Beck 2000.

5 Gottheit, Jeremias [Albert Bitzius]: Der Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gottheit. Von ihm selbst beschrieben. In: Sämtliche Werke in 24 Bänden. Erster Band bearbeitet von Ernst Müller. Erlenbach-Zürich: E. Rentsch 1921, 78.

6 Fontane, Th.: Meine Kinderjahre. Ed. Jutta Neuendorff-Fürstenau. München 1976. (dtv, 6004), 24.

7 Eine Vielzahl von Beispielen enthält: Schenda, R.: Vorlesen und Erzählen: Kinder als Lehrer der Erwachsenen. In: Weilenmann, Claudia, ed.: Horizonte und Grenzen. Standortbestimmung in der Kinderliteraturforschung. Zürich: Schweizerisches Jugendbuch-Institut 1993, 121-142.

8 Klöden; Karl Friedrich von: Jugenderinnerungen. Hg. Max Jahns. Leipzig: F. W. Grunow 1874, 135.

9 So schreibt selbst Georg Christoph Lichtenberg in seinen Sudelbüchern: «Es wird gewiß von unsrer Jugend jetzt viel zu viel gelesen, und man sollte gegen das Lesen schreiben, wie gegen Selbstbefleckung, nämlich gegen eine gewisse Art von Lektüre. Es ist angenehm, aber so schädlich als immer das Branntweintrinken.» Lichtenberg, G. C: Schriften und Briefe. Ed. W. Promies. Band 1: Sudelbücher. 2. Aufl. München 1973, 814 f.

10 Moritz, Karl Philipp: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. In: Moritz, K. Ph.: Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. BerlinA/Veimar: Aufbau Verlag 1973, 33 f.

11 Klöden, K. F. von: Jugenderinnerungen. Nach der ersten von Max Jahns besorgten Ausgabe neu bearbeitet von Karl Koetschau. Leipzig: Insel-Verlag 1911, 18.

12 Pestalozzi, Johann Heinrich. Werke, Band 1: Lienhard und Gertrud. (Hg. Gertrude Cepl-Kaufmann und Manfred Windfuhr). München: Winkler Verlag 1977, 437-439.

13 Carles, Emilie: Une soupe aux herbes sauvages. Propos recueillis par Robert Destanque. Paris: J. C. Simoën 1977. (Le Livre de Poche, 5226), 57 f.

14 Almodovar Caballero, Pedro: Le dernier rêve de ma mère. In: Le Monde, 17 septembre 1999, p. (1 und) 19.

15 Barthes, R.: Écrire la lecture. In: Le Bruissement, 1984, 35f.